

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Hartmut Lange
Im Museum
Unheimliche
Begebenheiten

Diogenes

Umschlagfoto von
Ralph Than (Ausschnitt)
Copyright © Ralph Than

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2011
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
40/11/36/1
ISBN 978 3 257 06771 2

VI

An wem sich das Nichts, und in unwiderruflicher Weise, vollzogen hat, der kann nicht behaupten, er hätte alles, wovon er im Leben umgetrieben worden war, hinter sich gelassen, und diesmal war es ein Kind, das, so wurde berichtet, in der Enge des unteren Stockwerks, als ginge es im Kreis, immer wieder auftauchte. Manchmal konnte es vorkommen, dass es den Bereich, in dem es sich aufhielt, verließ. Dann begegnete man ihm auf den wenigen Stufen, die zum Schlüterhof führten, den es aber nie betrat. Wer das Kind war, wusste der, der es entdeckt hatte, nicht zu sagen, und da man die Sache rasch und ohne besonderen Aufwand erledigen wollte, beauftragte man einen Volontär, herauszufinden, ob das, was der Museumsleitung als Dienstvermerk vorlag, überhaupt möglich war. Dies geschah diskret, sozusagen hinter vorgehaltener Hand, und zunächst wartete jener, der sich dazu bereit erklärt hatte, umsonst.

Zwei, drei Nächte blieb er, halb versteckt, im

unteren Stockwerk, überblickte jenes Areal, in dem das Kind, wie ihm versichert wurde, entdeckt worden war. Aber da wollte sich niemand zeigen, und erst als der junge Mann, in der Annahme, es würde sich nichts mehr ereignen, auf den Gängen unterwegs war, als er überlegte, ob er einen der Filmprojektoren, die man abgeschaltet hatte, wieder in Bewegung setzen sollte, tauchte ein Mädchen auf, das an ihm vorbeiging. Es trug eine helle Bluse, dazu einen knielangen Rock, die Haare wirkten frisch frisiert, und es hatte einen schmalen, seidenen Schal über der Schulter, der bei seinen trippelnden Schritten in Bewegung geriet. Das Kind sah unglücklich aus. Tränen liefen über das blasse Gesicht, und der Volontär sah, wie es vor einer Vitrine zur Seite trat, wie es versuchte, indem es sich auf die Zehenspitzen erhob, durch die gläserne Abdeckung ins Innere zu sehen, und als ihm dies nicht gelang, ging es weiter, wirkte aber, als hätte es die Orientierung verloren.

Aber nun trat, völlig überraschend, eine Frau mit hinzu, die, offenbar war es die Mutter, das Kind an die Hand nahm, sich hinunterbeugte und freundlich auf das Mädchen einzureden begann.

»Kann ich etwas für Sie tun!«, rief der Volontär, wollte auf die beiden, die wieder vor der Vitrine standen, zugehen, aber im selben Augenblick waren

Mutter und Tochter, als wären sie eine Projektion, verschwunden.

Und nun genierte sich der junge Mann, weil er offenbar zu laut gewesen war. Er sah auch keine Möglichkeit, wie er sich bei jemandem, der nicht mehr anwesend war, hätte entschuldigen können. Also nahm er seinen Mantel auf, den er irgendwo abgelegt hatte, verließ das Museum und fuhr in seine Wohnung. Dort griff er zum Lexikon und versuchte herauszufinden, welcher Epoche das Kleid, das die Mutter getragen hatte, zuzuordnen war. Er fand, was er suchte: Es war ein sogenanntes Reformkleid, das man in England um 1860 als Protest gegen die herrschende und unbequeme Damenmode entwickelt hatte. Es reichte bis zum Boden, wirkte wie ein mit Rüschen besetztes Hemd, die langen, schmalen Ärmel waren mit Biesen verziert, und in der Taille wurde das Ganze mit einer Schärpe gerafft.

›Kein Zweifel, Mutter und Kind sind aus einer anderen Zeit‹, dachte der Volontär.

Und nun muss man diesem Zweiundzwanzigjährigen zugute halten, dass er zu jung war, um die Konsequenzen seiner Entdeckung richtig einzuschätzen, und ein gewisser jugendlicher Voyeurismus, besonders wenn man in derartige Situationen gerät, ist durchaus verständlich. Das heißt, der Vo-

lontär unterließ es, die Museumsleitung zu informieren. Stattdessen sah man, wie er am nächsten Tag im oberen Stockwerk, genauer in der Abteilung, die der Gründerzeit gewidmet war, die Gemälde an den Wänden zu mustern begann. Aber er fand nichts. Weder waren da eine Frau noch ein etwa vierjähriges Mädchen abgebildet, die ihn an die flüchtige Begegnung hätten erinnern können, und nun wollte er Klarheit. Er beschloss, bei nächster Gelegenheit, möglichst in der folgenden Nacht, wieder im unteren Stockwerk zu sein, und da man ihm gesagt hatte, dass das Kind, dessen Existenz er jetzt bezeugen konnte, immer an derselben Stelle, als ginge es im Kreis, auftauchen würde, stand er, wie beim ersten Mal, wieder mit dem Rücken zur Wand da und wartete. Er hoffte auf eine neuerliche Begegnung, und er behielt, während er aufmerksam in diese und jene Richtung sah, immer auch die Vitrine im Blick. Nach einer Stunde sah er auf die Uhr.

›Man muss Geduld haben‹, dachte der Volontär und gähnte.

Er hatte zwei Nächte kaum geschlafen, bemühte sich, Anfälle von Müdigkeit zu unterdrücken, und endlich geschah, worauf er gewartet hatte: Plötzlich tauchte das Mädchen wieder auf, ging an ihm vorbei, auf der Höhe der Vitrine trat die Mutter mit hinzu, und da der Volontär damit rechnen musste,

dass sich die beiden, wenn er ihnen etwas zurief, entziehen würden, sagte er leise:

»Ich will Sie nicht erschrecken. Aber sagen Sie mir, um Gottes willen, ob Sie etwas suchen. Und womit kann ich Ihnen behilflich sein?«

Die Antwort der Frau war überraschend. Zunächst ließ sie die Hand des Kindes los, richtete sich auf, dann sah sie dem Volontär ins Gesicht und sagte, wobei sie bemüht war, ihre Verlegenheit zu verbergen:

»Wir wollten Sie nicht belästigen. Aber wir suchen etwas, das ich dem Kind, um es zu trösten, versprochen habe. Und ich bitte Sie, mir zu glauben, wenn ich Ihnen sage: Wir suchen den Himmel.«

»Den Himmel?«

»Ja. Er will sich durchaus nicht zeigen«, sagte die Frau und nahm das Kind wieder an die Hand. »Wir sind schon lange unterwegs, und es gibt keinen Ort, an dem wir nicht gewesen wären. Aber vielleicht«, fügte sie hinzu, »könnten Sie uns sagen, ob es in diesen Räumen etwas gibt, das uns hilft, nicht immer nur ohne Hoffnung zu sein.«

Sie lächelte. Das Kind riss sich los, versuchte nochmals zur Vitrine zu gehen, dann waren die beiden verschwunden, und wieder war es die erstaunliche Unbekümmertheit dieses jungen Mannes, der, bedenkt man die Umstände, in denen er sich befand,

immerhin wusste er, worauf er sich einließ, wieder war es seine Neugierde, die ihn veranlasste, sich die Vitrine näher anzusehen, um herauszufinden, warum das Mädchen so bemüht gewesen war, ins Innere zu sehen. Er konnte nichts entdecken. Sie war leer. Offenbar war man dabei, alles neu zu dekorieren. Aber da man die Vitrine mit einer Aluminiumfolie ausgelegt hatte, in der sich die Notbeleuchtung spiegelte, entstand so etwas wie ein schwaches Glitzern.

›Vielleicht war es das, was die Kleine so unwiderstehlich anzog‹, dachte der Volontär und wünschte sich, verständlich nach allem, was er erlebt hatte, erst einmal ein paar Stunden Schlaf.

Am nächsten Morgen war er, während er frühstückte, mit dem Eindruck beschäftigt, den das weinende Mädchen bei ihm hinterlassen hatte, und er musste davon ausgehen, dass der Hinweis der Mutter, nämlich dass sie dem Kind, um es zu trösten, den Himmel versprochen hatte, verzweifelt gemeint war.

›Ja‹, dachte der Volontär, ›die Kinder sind damals gestorben wie die Fliegen‹, und ihm fielen die *Kindertotenlieder* von Gustav Mahler ein.

Er erhob sich, suchte nach der CD, und nachdem er sie gefunden hatte, es war eine Aufnahme mit dem Engländer Thomas Hampson, schob er sie in

den Player und setzte sich an den Tisch zurück. Er hatte Mühe, alles, was da gesungen wurde, zu verstehen, also schlug er das beiliegende Heftchen mit den Gedichten Friedrich Rückerts auf, und nun konnte er nachempfinden, wie untröstlich es gewesen sein musste, immer wieder und in so frühem Alter Kinder zu verlieren.

»Nun will die Sonn so hell aufgehn
Als sei kein Unglück die Nacht geschehn.
Das Unglück geschah nur mir allein,
Die Sonne, sie scheint allgemein.

Du musst nicht die Nacht in dir verschränken,
Musst sie ins ew'ge Licht versenken.
Ein Lämplein verlosch in meinem Zelt,
Heil sei dem Freudenlicht der Welt!«

Dies las er, und nachdem die CD abgespielt war, saß der junge Mann einige Minuten bewegungslos da.

›Zugegeben, Musik und Text sind etwas altmodisch. Aber genau so sah die Frau mit dem Kind aus«, dachte er. ›Ihr langärmeliges Kleid wirkte sittem und brav, und wer glaubt heute noch an den Himmel. Aber es ist klar«, dachte der Volontär, ›dass sie, um ihr sterbendes Kind zu trösten, keinen besseren Ort hätte benennen können.«

Dieser Gedanke schien ihn zu tangieren, und nun grübelte er darüber nach, ob man den beiden, gesetzt den Fall, sie würden sich nochmals zeigen, ihre Bemühungen nicht als Täuschung ausreden sollte.

Gegen Abend war er das dritte Mal im unteren Stockwerk des Museums, vermied es aber, den Gang mit der Vitrine zu betreten, nahm sich vor, die beiden, falls sie wieder unterwegs sein würden, lediglich zu beobachten, und als es so weit war, als die Mutter mit dem Kind an der Vitrine vorbeiging, folgte er den beiden, achtete aber auf den nötigen Abstand. Er bemerkte, wie ruhelos sie darum bemüht waren, indem sie von Notbeleuchtung zu Notbeleuchtung gingen, in dem schwachen Schein, der dort herrschte, ja nichts zu übersehen. Das Mädchen weinte, und die Mutter, dies konnte der Volontär deutlich hören, versuchte es zu beruhigen, und nachdem sie die Rolltreppe hinter sich gelassen hatten, musste sie dem Kind erklären, dass es keinen Grund gab, vor diesem ratternden Ungetüm, das lediglich das Fortkommen erleichtern sollte, zu erschrecken. Vor der Fensterfront des Neubaus blieben sie stehen, sahen ins Freie hinaus, und hier schon befürchtete der Volontär, dass sie, von den blühenden Kastanien unter den Straßenlaternen angelockt, ins Freie treten und für immer verschwinden würden. Aber sie gingen zur Rolltreppe zurück,

überquerten den Gang, der zum Schlüterhof führte, und hier endlich war, wenn man den Hof betrat, alles geräumiger.

Der Volontär musste lange warten, ehe sich die beiden der Tür, die aus dem Schlüterhof führte, wieder näherten, und als er zur Seite trat, als er darauf achten wollte, unentdeckt zu bleiben, er war schon dabei, sich in den Schatten einer Säule zu stellen, kam die Frau, die das Kind vor sich herschob, auf ihn zu und sagte:

»Der Hof ist schön. Und wenn man den Kopf hebt, könnte man vielleicht die Sterne sehen. Aber das Glasdach ist trübe. Wäre es zu viel verlangt, es einmal gründlich säubern zu lassen? Dann könnte ich dem Kind erklären, dass es durchaus möglich ist, von hier aus etwas zu sehen, das dem Himmel, den wir suchen, ähnlich ist.«

Dies sagte sie, und der Volontär wurde verlegen.

›Sie irren sich‹, wollte er antworten. ›Was man von hier aus zu sehen bekommt, ist eine schmutzige Hülle aus Kohlenstaub und Abgasen, und glauben Sie mir, damit wäre niemandem, nicht einmal einem sterbenskranken Kind, geholfen. Ja, vielleicht weiter draußen, in Richtung Westen, dort ist die Luft erträglicher. Aber ob das reicht‹, wollte er sagen. ›Das kann doch der Himmel, den Sie suchen, nicht sein!‹

Aber er sah, wie bittend und erwartungsvoll ihr Blick war und dass sie das, worüber er schwieg, dem Kind nicht hätte verständlich machen können. Also sagte er:

»Sie haben recht. Der Hof ist schön, und ich werde veranlassen, dass man das Glasdach säubert.«

Damit war der junge Mann in der Pflicht, und nun halfen ihm weder seine Neugierde noch die Gelegenheit zum Voyeurismus, und da er nicht wusste, wie er das Versprechen, das, bedenkt man die Umstände, absurd war, hätte einhalten sollen, beschloss er, erst einmal das zu tun, was man von ihm erwartete, nämlich die Museumsleitung zu informieren. Es kam nicht dazu. Zwar bat man ihn, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, aber der Abteilungsleiter ließ sich entschuldigen, und als er sich der Sekretärin gegenüber äußern wollte, machte diese eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. Offenbar hatte die Sache, für die man ihn in die unteren Korridore geschickt hatte, an Bedeutung verloren. Er aber, der Volontär, ging, nachdem man ihn eine halbe Stunde umsonst hatte warten lassen, in den Schlüterhof. Man sah, wie er das Glasdach musterte. Offenbar wollte er überprüfen, ob es tatsächlich möglich war, die Scheiben zu reinigen. Er erfuhr, dass für die Säuberung der Fenster und Fassaden eine Reinigungsfirma verantwortlich sei,

und als er darauf hinwies, dass das Glasdach verschmiert sei, zuckte man mit den Achseln.

Die Sache schien aussichtslos, und spätestens jetzt, nach allem Desinteresse ringsherum und nachdem sogar die Museumsleitung seine Bemühungen nicht zur Kenntnis nehmen wollte, dachte der junge Mann darüber nach, ob es nicht das Beste sei, alles, worauf er sich eingelassen hatte, einfach zu vergessen. Früher als sonst wollte er das Museum verlassen, aber als er durch die Drehtür ins Freie trat, als er bemerkte, dass es auf der Straße Unter den Linden zu regnen begann, sah er eine Möglichkeit, dass durch eben diesen Regen, der heftiger wurde, nicht nur die Scheiben an der Fassade, sondern vor allem das Glasdach über dem Schlüterhof klargewaschen werden könnte. Er ging in den Hof zurück, hörte ein ununterbrochenes Prasseln, verfolgte, wie das Wasser in Sturzbächen hierhin und dorthin lief, und er war sicher, dass keine Reinigungsfirma derart energisch und nachhaltig je würde arbeiten können.

In der Nacht ließ der Regen nach. Die Wolkenwand bekam Risse, und so konnte der Volontär sicher sein, dass man irgendwann, auch vom Schlüterhof aus, wieder freiere Sicht haben würde. Davon wollte er sich überzeugen, aber bevor er die wenigen Stufen, die in den Hof führten, betreten hatte,

sah er, dass die Frau und das Kind bereits anwesend waren, genauer: Er sah, dass die Mutter mitten im Schlüterhof auf den nackten Fliesen saß und wie sie das Kind immer wieder aufforderte, nach oben zu sehen. Das Mädchen war jetzt ohne Schal. Man sah den freien Nacken. Die Haare, die sonst bis zur Schulter reichten, waren hochgesteckt. Immer wieder senkte die Mutter den Kopf und flüsterte dem Mädchen etwas zu. Sie warteten, und der Volontär wusste nicht, ob er sich ihnen nähern sollte.

Er hätte gern ein paar Fragen gestellt, etwa, woher die Frau kam und ob dies ihr einziges Kind sei und warum sich der Rest der Familie nicht zeigen wollte. Auch hätte er gern gewusst, wieso ihre Anwesenheit, da sie der Vergangenheit angehörten, überhaupt möglich war. Aber er fand, dass er kein Recht hatte, von jenen, die wie Schemen verschwanden und wieder auftauchten, irgendwelche Auskünfte zu verlangen. Er wusste schließlich: Da war eine Mutter, die ihrem sterbenden Kind den Himmel versprochen hatte, und die beiden waren, um ihn zu finden, eine Ewigkeit unterwegs.

›Und nun hoffen sie darauf, dass ihnen wenigstens hier und ausgerechnet in diesem Museum ein paar Sterne entgegenfunkeln‹, dachte der Volontär, der in der Tür stand und also keinen Einblick auf das Dach im Schlüterhof hatte und deshalb auch

nicht sagen konnte, ob das, was er den beiden versprochen hatte, nämlich für saubere Scheiben zu sorgen, auch wirklich eingetreten war.